Das jüdische Weib

Nahida Remy

Lieferung 1. Preis 50 Pf.

Nahida Remy

Das jüdische Weib

Mit einer Vorrede

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Dritte unveränderte Auflage.

Leipzig.
Verlag von G. Laudien.
1892.

Complet in 10 Lieferungen Preis Mk. 5,—. Eleg. geb. Mk. 6,—.

Das jüdische Weib

von

Nahida Remy.

Mit einer Vorrede

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Dritte unveränderte Auflage.

Leipzig.
Verlag von G. Laudien.
1892.

Vorwort.

Gern erfülle ich den Wunsch des Herrn Verlegers, das vorliegende Werk auf seinem Wege in die Oeffentlichkeit mit einigen Worten zu begleiten. Nicht um es anzupreisen; die Gunst der Kritik wird es sich selbst gewinnen. Aber die Vorurtheile, denen es von vornherein begegnen könnte, möchte ich verscheuchen, damit nichtjüdische und jüdische Leser es mit jener Unbefangenheit aufnehmen, in welcher es geschaffen ist und einen unbedingten Vorzug besitzt. —

Schriften über Juden sind selten ohne Vorurtheil: Schriften von Frauen sind selten gründlich; dies Buch über das jüdische Weib ist von christlicher, weiblicher Hand; — allein es ist gründlich und von Vorurtheilen frei. Nicht blos die Nachtheile sind vermieden, sondern Vorzüge durch beides gewonnen. Auch das geistige Schauen ist von optischen Gesetzen beherrscht; Vieles kann nur aus der Nähe, Anderes nur aus der Ferne vollkommen erkannt werden. So wird eine Frau in die Eigenart der Sinnesrichtung, der Gefühlserregung und der sittlichen Bewährung des weiblichen Geschlechts unstreitig tiefer eindringen können als ein Mann. — Die Menschen anderen Stammes, fremder Religion und ferner Zeiten werden wir leichter durchschauen, wenn wir, nicht zu Lieb und nicht zu Leide, unsere Gedanken mit redlicher Absicht auf wahre Erkenntniss schöpfen. Das Buch ist offenbar aus dem Bedürfniss entstanden, ein genaues Bild von der Eigenthümlichkeit in der Natur, im Charakter und in der Geschichte des jüdischen Weibes zu gewinnen; durch Beobachtung der Gegen-

wart und Studium der Vergangenheit sollte dieser Zweck erreicht werden; wie mannigfaltig und vielseitig die Verfasserin in beiden sich bewährt, zeigt fast jedes Capitel, ja schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichniss. Die umfassenden historischen Studien lassen nicht die Mühe, sondern nur den Erfolg erkennen; die Feinheit und Schärfe der Beobachtung tritt weniger mit der mikroskopischen Sorge als mit der herzlichen Hingebung hervor.

Die Verfasserin vermeidet es, ihren Gegenstand mit dürren Reflexionen zu zergliedern, die specifische Naturanlage des jüdischen Weibes und ihre historische Entfaltung durch Abstractionen zu zeichnen; sie secirt nicht, sie schildert vielmehr; sie schildert in gut und reich gewählten, ja in einer schier erschöpfenden Fülle von Beispielen die geschichtliche Wirklichkeit und Wirksamkeit jüdischer Frauen, — bald indem die höchsten Leistungen der Jüdin (dort als Prophetin oder hier als Mutter), bald indem vorzügliche Persönlichkeiten (biblische, eine Copia Sullam oder die Töchter Daniel Itzigs) dargestellt werden, bald endlich, indem sie die tiefsten Quellen beider, der Leistungen und der Charaktere aufdeckt: die hebräische Sprache, Religion und Dichtung; diese tiefsten Quellen, welche im Ablauf der Geschichte fliessen oder — versiegen. Die auf das Detail gerichtete Quellenforschung bietet kaum für die Sicherheit der Thatsachen, geschweige für die rechte Verwerthung derselben eine Gewähr. Hier nun ist vielfach der Stoff aus zweiter Hand empfangen, desto freier Kraft und künstlerische Begabung auf die schöpferische Gestaltung derselben gewendet. Soweit es die biblischen Frauen betrifft, war die Verfasserin in der glücklichen Lage, nicht blos aus der Urquelle, sondern — bei einer Frau gewiss eine bemerkenswerthe Seltenheit — auch in der Ursprache zu schöpfen. Die des Hebräischen Kundigen werden freilich mit Staunen und Vergnügen zugleich eine gewisse souveräne Kühnheit bemerken, mit welcher die Verfasserin in der Auslegung des hebräischen Originals ihre eigenen Wege geht; ist es doch, als ob bei der Vertiefung in jüdische Gedankenkreise etwas von jener schrankenlosen Freiheit des Midrasch in der Behandlung biblischer Urworte über sie gekommen wäre (z. B. zu 1 B. M. Cap. 3 V. 16).

Es war gewiss schwer, die ganz und gar auf historischem Grunde spielende Darstellung vor den entgegengesetzten Gefahren irgend einer einseitig durchgeführten Form zu bewahren. Die Aufzählung der auftretenden Personen nur nach der Zeiten Abfolge würde jeder inneren logischen Ordnung und aller poetischen Anziehung entbehren; wiederum rein sachliche Zusammenstellung oder ausschliesslich ästhetisch wirksame Gruppierung der durch ferne Zeiträume Getrennten würde die thatsächlich gegebene historische Entwicklung gänzlich vermissen oder wenigstens verkennen lassen. Mit feinem Tact, weiser Beachtung der widerstreitenden psychologischen Bedingungen einer anregenden und gedeihlichen Lectüre und mit fester Hand ist das Schifflein der Charakteristik durch die Scylla und Charybdis genauer aber abstossender Formen hindurchgeleitet.

Es will mir scheinen, als ob es der Verfasserin so ergangen, wie es dem oft ergeht, der sich lange und eingehend mit einem Gegenstande beschäftigen muss: sie hat sich in die Culturgeschichte des jüdischen Weibes ein wenig verliebt! aber nicht mit jener Art von Liebe, welche blind macht, sondern mit der wahren Liebe, welche hellsehend zunächst für die Vorzüge, aber auch für die Fehler des geliebten Gegenstandes macht. Das Urtheil über die Jüdinnen ist deshalb aus freiem Geiste mit voller Unbefangenheit geschöpft; steigert es sich in Bezug auf vergangene Zeiten zur Vorliebe, so erhebt es sich für die Gegenwart zur Schärfe. Aber nicht blos in gutem Glauben, auch mit gutem Recht wird der Massstab der Vorfahren an das heutige Geschlecht gelegt. —

Wenn heutzutage irgend eine Schrift über „Juden“ erscheint, dann — dass Gott erbarm'! — droht oder verspricht sie, eine Streitschrift für oder wider sie zu werden. Das vorliegende Buch ist nichts weniger als eine Streitschrift; für die Verfasserin existirt keine „Judenfrage“; sie streitet nicht für die Juden, nicht für die Jüdin und am wenigsten gegen sie. Ja doch, sie streitet auch: sie streitet für das Gute der Jüdin, für die Natur, Sitte, Gesetz und Culturerbschaft der wahren echten Jüdin; sie streitet aber auch offen und scharf, oft derb aber immer gerecht gegen diejenigen Jüdinnen, welche heute das Erbgut ihrer Cultur vernachlässigen, ihren

hohen, vormals so edel und so tapfer erfüllten Beruf verkennen und dem Tand des Tages nachjagen, anstatt dem Geiste ihrer ehrwürdigen Geschichte zu dienen.

Die rasch aufgeblühten Vortheile neuzeitlicher Bildung und bürgerlicher Freiheit der Juden haben zugleich moralische Nachtheile gezeitigt; Nachtheile, welche leicht begreiflich, aber darum doch nicht entschuldbar sind und bei den Frauen mehr als bei den Männern sich geltend machen. Ergeht nun darüber das Urtheil mit Strenge, so erweist sie sich doch als die Strenge der Liebe und Sympathie; in ihr lässt die Verfasserin nicht die eigene sondern die Stimme der Geschichte ertönen, die Stimme der tief ergriffenen, hell beleuchteten und klarsinnig dargestellten Geschichte des jüdischen Weibes.

Dass doch die heutigen Jüdinnen den Mahnruf dieser Stimme hören, dass sie es doch recht zu Herzen nehmen wollten, das edle Erbgut ihrer Vorfahren ungeschmälert und ungetrübt zu erhalten!

Darum wünsche ich diesem Buche vor Allem jüdische Leserinnen. Und wenn sie aus demselben nichts weiter schöpfen, als die Einsicht von dem Entzücken und der Erhebung fleissigen Bibellesens und die hohe Verehrung der heiligen Sprache und ihrer Schätze, wird es ihnen schon zum Segen gereichen. Aber zuversichtlich wird ihnen auch dies, aus dem tiefen Quell der dreitausendjährigen Stammesgeschichte geschöpfte, köstliche Büchlein nicht blos zum Spiegel stolzer Selbsterkenntniss, sondern auch zum Sporn selbstbewusster Läuterung und Veredlung werden.

Das walte Gott!

Berlin, den 22. März 1891.

Lazarus.

Inhalt.

Ich und mein Haus wir dienen dem Ewigen.

Josua 24, 15.

Sein Haus das ist sein Weib.

Talmud.

Erstes Capitel.

Die „Alten".

Will man das Weib begreifen, studire man die Geschichte seiner Sklaverei. Um das jüdische Weib aber zu beurtheilen, muss man es mit den Frauen anderer Nationen vergleichen.

Von Anfang an und überall herrscht in Stellung und Behandlung der Frauen bei den alten Völkern eine vollkommene Nichtachtung und Verkennung der weiblichen Eigenart. Von seiner Geburt an lastet auf dem Weibe die ungeheuerlichste Unvernunft und daher die naturwidrigste Ungerechtigkeit. Das Weib erscheint als ein Hausthier, bestimmt zur Arbeit und Fortpflanzung; ein niederes Geschöpf, von dem keine Sitte und Sittlichkeit verlangt, sondern nur Gehorsam gefordert wird, und das, wenn es den Mann (gleichviel ob den Vater, Gatten oder den eigenen Sohn) nicht zufrieden stellt, nachdrücklich mit Schlägen und Hunger bestraft wird. Oft wird es zum Zeichen seiner Knechtschaft verstümmelt, wie bei den Australiern, welche dem Mädchen einen Finger der linken Hand kürzen. Doch bedeutsamer als jede körperliche Verstümmelung ist seine geistige Verstümmelung; seine angeborene Schwäche lässt es glauben, dass ihm Recht

geschähe und mit thierischer — nicht doch! mit blödsinniger Stumpfheit (denn das Thier wehrt sich) erduldet es seine Leiden und sieht in sich selbst nichts Anderes als die Lastträgerin des Mannes; da es sich nicht wehren kann, wird es verachtet, auch einfach verjagt oder getödtet, wenn es dem Manne keinen Nutzen mehr bringt. Daher lässt sich das unglückliche Geschöpf die härteste Arbeit aufladen, wenn ihm nur gestattet wird, leben zu bleiben, so lange ihm die Verzweiflung nicht den Selbstmord lehrt. Der Kindermord ist jedoch sehr häufig, d. h. der Mord der neugeborenen Mädchen. Hottentottinnen wie Indianerinnen, Amerikanerinnen und Australierinnen tödten ihre neugeborenen Mädchen, um sie von dem drohenden Schicksal zu befreien, das ihrer harrt, würden sie Sklavinnen wie ihre Mütter. Und gerade dann, wenn das gemisshandelte Weib am meisten der Schonung bedarf, in der Zeit ihrer Schwangerschaft, ist sie dem Manne am verhasstesten ... nicht nur, weil sie sich — obwohl bis zur Stunde der Geburt und bis wenige Stunden nachher arbeitend und schaffend — schwächer, langsamer, also unfähiger zeigt, als sonst, sondern auch, weil die äusserlichen Kennzeichen ihres Zustandes dem Manne widerwärtig waren. Viele alten Gesetze und Gebräuche orientalischer Völker, Inder, Perser, Türken, Aegypter, Neger, später auch der Griechen u. s. w. lassen sich auf Antipathie gegen die Schwangerschaft zurückführen. Der wunderbarste Vorgang im Naturleben, die geheimnissvolle Erschaffung eines neuen Menschen im zarten Weibe wird als „Unreinheit“ in religiösen Vorschriften gebrandmarkt! Ein Rest dieser altbarbarischen Auffassung hat sich noch bis in unsere Tage erhalten; man denke an das katholische Fest „Mariä Reinigung“ und an den Kirch-

gang der Kindbetterinnen; natürlich wird derselbe jetzt als ein Dank- und nicht mehr als ein Sündopfer betrachtet.

„Der Vater des Hottentotten freut sich über den Knaben, der seine Mutter misshandelt, indem er dadurch zuerst seine höhere männliche Natur an den Tag legt. — Das Weib gilt für unrein, den Göttern verhasst; sie darf nicht essen von der Speise des Mannes, nicht ruhen auf seinem Sitz, nicht die Gefässe berühren, deren er sich bedient. Sie muss bei vielen Negerstämmen ihn knieend bedienen und sogar der christliche Morlakke erwähnt gegen Vornehmere nie sein Weib, ohne hinzuzusetzen: „Mit Respect zu melden". Ein Weib, das geboren hat, darf sogar bei den sonst milderen nordasiatischen Völkern nicht auf die Seite des Feuers kommen, wo der Mann seinen Sitz hat und muss stets um diesen im Gehen einen weiten Kreis beschreiben."

(G. Jung.)

Charakteristisch ist folgendes Bild.*) „Der junge Wilde wählt unter den Weibern der feindlichen Stämme sich eine aus. Er erwartet den Augenblick, wo diejenige, nach der er verlangt, allein und ohne Beschützer ist; er schleicht unbemerkt heran, betäubt sie mit Schlägen seiner Keule oder seines Schwertes aus hartem Holz. Er schlägt sie auf Kopf, Schultern, Rücken so hart, dass nach jedem Hiebe Blut fliesst. Nachher trägt er sie durch den Wald nach dem Ort, wo sein eigener Stamm haust. Dort wird nach vielen anderen barbarischen Handlungen das Weib als sein Eigenthum anerkannt und selten verlässt sie nachher ihrne neuen Herrn. Die Verwandten der Frau rächen diese Beleidigung

*) Collins: Description de la nouvelle = Galles = Meridionale.

nicht, ausser dass sie bei Gelegenheit Repressalien anwenden, indem sie ihrerseits die Weiber ihrer Feinde stehlen."

Da das Weib Eigenthum des Mannes ist, kann er es verborgen, verschenken, aus Gastfreundlichkeit fremden Reisenden zum Gebrauch anbieten und wo letzteres Anerbieten ausgeschlagen wird, gilt es, wie bei den bereits einigermassen civilisirten Kamschadalen als Beleidigung. Die Neger vermiethen auch zeitweise oder verpfänden ihre Frauen. Etwas besser ist die Lage der Weiber bei den Hirtenvölkern, deren Sitten und Lebensbedingungen weniger rohe Gewalt voraussetzen als bei den Jägerstämmen. Hier wird das Mädchen nicht wie ein wildes Thier zu Boden geschlagen und geraubt, sondern es wird gekauft oder vielmehr eingetauscht. Daher auch schon eine Art Werthschätzung und Erziehung des Weibes, denn es ist ja eine Waare, welche Abnehmer anlocken soll. Sie gehört dann zum Vermögen des Mannes und geht nach seinem Tode an seine Erben über. So übernimmt (nach Herodot) der Usurpator Smerdes sämmtliche Weiber des Cambyses und nach jenem Darius. Allmählich erscheint die Waare immer werthvoller, immer seltener wird sie verworfen und vernichtet; man verfeinert sie, schmückt sie aus. Dennoch bleibt das Weib ein Wesen letzter Klasse. Wäre ihr Mann auch noch so schlecht, er steht dennoch so weit über ihr, dass sie verpflichtet ist, ihn unter allen Umständen „wie einen Gott zu verehren", so schreibt das tausendjährige Gesetz Manou's den Hindu's vor, und es gilt noch heute; nicht blos bei den Hindus. —

Aus dieser Leibeigenschaft der Frauen erklärt sich die Sitte des Verbrennens der Wittwe mit anderen Lieblings- und Bedürfnissgegenständen des verstorbenen Mannes. Ein englischer Reisender,

Colonel Sleeman, berichtet in seinen „Rambles and recollections of an Indian official", dass er alle Mittel anwandte, um im District von Jubbulpore eine Wittwe zu verhindern, sich mit ihrem verstorbenen Gatten zu verbrennen. Erst als sie nach tagelangem Widerstande gegen die auf sie eindringenden Vorstellungen, von Todesschauern ergriffen, begeistert ausrief: „Ich sehe schon meine Seele da oben sich verschmelzen mit jener von Omed Sing Opuddea!" da gab er jeden Widerstand auf, denn dass sie es wagte, den Namen ihres Gatten auszusprechen, bewies, dass sie schon völlig mit dem Leben losgelöst sei und dessen Satzungen nicht mehr anerkannte. In Indien nämlich verbietet die Ehrfurcht vor dem Manne dem Weibe dessen Namen auszusprechen. So geschehen nicht etwa in grauer Vorzeit, sondern am 24. November 1829. Was eine andere grosse Anzahl Leidensschwestern im Nachbarlande China betrifft, so ist das Wort der chinesischen Schriftstellerin Pan-hoei-pan, das G. Klemm in seinen Schilderungen über: Die Frauen citirt, kennzeichnend genug: „Wir Frauen nehmen die letzte Stelle im menschlichen Geschlecht ein; wir sind der schwache Theil desselben. Die niedrigsten Verrichtungen sollen sein und sind auch unser Loos. Das ist eine Wahrheit, von welcher wir durchdrungen sein müssen — wir dürfen nicht warten, bis uns eine traurige Erfahrung mit Gewalt belehrt, was wir eigentlich sind. Wenn in alter Zeit ein Mädchen auf die Welt kam, so bekümmerte man sich drei Tage lang gar nicht um dasselbe; man liess es auf der Erde auf ein paar alten Lumpen beim Bette seiner Mutter liegen und das Familienleben hatte seinen Fortgang, als wäre gar nichts vorgefallen. — Das Stillschweigen, womit ein neugeborenes Mädchen in der Welt auf-

vorstellen, dass der klassische Grieche sein vielgerühmtes genussreiches und feingeistiges Dasein nur auf Kosten der Sklaven und der Frauen führte. Zweck der Ehe war nicht gottgefällige Gemeinsamkeit zwischen Mann und Weib und Vermehrung des allgemeinen Wohlgefühls durch das Glück der Einzelnen, sondern Zweck der Ehe war Kindererzeugung für den Staat, nicht mehr und nicht weniger, als gerade passend erschien, um die Staatsmaschine in Gang zu erhalten und die Sklaven auszunutzen. Je nach der Menge derselben war man den Heirathen geneigt oder nicht, wurden der Kinder zu viele, entledigte man sich ihrer durch Aussetzung der schwächlichen und unschönen oder zwang die Mütter zum abortiren.

Die für unsere Auffassung unzüchtige Art der Erziehung der Mädchen in Sparta, ihre öffentlichen gymnastischen Spiele und Ringkämpfe mit Knaben, die Art ihrer Verheirathung ist bekannt; die Ehegesetze Lykurgs sind, wie G. Jung sich drastisch aber anscheinend sehr treffend ausdrückt, von den Anordnungen eines Gestütdirectors um wenig oder nichts verschieden. „Man lese nur die Betrachtungen, welche Plutarch diesen Gesetzgeber anstellen lässt. Er hält es für anmassend, eine Frau für sich allein haben zu wollen, da man doch aus der Zucht der Hunde und Pferde sehen könne, wie vortrefflich das entgegengesetzte System sei“.

So erschreckend und empörend dieser Ausspruch unserem Gefühl nach ist, er gehört als wissenschaftliches Zeugniss für die Roheit damaliger Gesinnung inbetreff des Weibes durchaus hierher. Damit sei jedoch die spartanische Denkweise genugsam gekennzeichnet; minder allgemein bekannt als diese „spartanische“ Er-

ziehungsmethode ist die geistige Gefangenschaft, in der die verheirathete Athenerin ihr Dasein hinschleppte. Familie, Weib, Kind waren mehr oder minder abstracte Begriffe für den Athener. Indem jedes ethische Sonderinteresse vor der Staatsrücksicht zurücktrat, wurden Generationen höherer Egoisten erzogen, die nach Erfüllung ihrer Bürgerpflichten dem Sinnengenuss ausser dem Hause lebten, — denn ihr Haus war ihnen kein Heim. Die darin eingeschlossene Gattin erschien ihnen als die verkörperte Prosa, die legitimirte Langeweile, die altbackenste Bornirtheit. Die Wohnung selbst war — die Gesetze enthielten besondere Vorschriften darüber — mehr als anspruchslos; oft dürftig und mangelhaft. Der Mann lebte meist ausserhalb seiner vorgeschriebenen engen und begrenzten Räumlichkeiten in den lichten Hallen und Säulengängen, wie sie in fast allen griechischen Städten, besonders an den Märkten, Thoren u. s. w. für Spaziergänge, Disputationen und gesellige Unterhaltungen aller Art einen den Geist anregenden und das Auge entzückenden Aufenthalt boten. Während hier und an ähnlichen freien, schönen Orten die Männer durch schöngeistige und philosophische Gespräche, durch heitere Gastmähler und mancherlei anderen Unterhaltungen mit Freunden und Freundinnen dem Genuss des Daseins lebten, hockte die Athenerin daheim, hinter vergitterten Fenstern, allein oder mit ihren Dienerinnen; schlafend, träumend, kochend oder spinnend, das Urbild der einstigen gelangweilten, gedankenöden „guten Hausfrau“, die in unseren geistesfrischen, bewegten Tagen kaum mehr irgendwo existiren dürfte.

Wie? wird diese oder jene Leserin fragen, gab es denn nicht gerade in Athen jene berühmten, schönen, interessanten Frauen,

welche von den Männern gesucht, geliebt und geehrt wurden, als geistesverwandte Freundinnen? Genossinnen der Aspasia —? Ganz recht, Genossinnen der Aspasia, d. h. Hetären, Buhlerinnen auf deutsch. Diese erfreuten sich einer Freiheit und Würdigung, welche keiner Ehefrau gegönnt wurde. Denn die Ehefrau war aus Pflicht geheirathet worden und besorgte daheim ihre Schuldigkeit, Kinder zu gebären und Wolle zu spinnen, aber der Hetäre gehörte die Neigung und gesellige Unterhaltung des Atheners; ihr natürlicher und auch kunstvoller Liebreiz, ihre Welt- und Wortgewandtheit, ihre gefällige Dienstbeflissenheit und ihre oft feine und ungewöhnliche Bildung machten sie dem Manne zur werthvollen Gesellschafterin, ihrem ganzen Wesen und Benehmen nach stand sie weit über der pflichtschuldigen Ehefrau.

„Ist etwa nicht die Hetäre bessrer Sinnesart
Als eine angetraute Frau? Um viel fürwahr!
Die Eine, wie verkehrt sie auch sei, schützt das Gesetz
Im Hause, die Andre weiss, dass sie des Mannes Gunst
Durch ihr Betragen kaufen, oder wandern muss.

Amphis.

Die Geschichte lehrt, wie diese öffentlichen Frauen verwöhnt und umschmeichelt wurden, wie sie Ruhm und Reichthum errangen, wie sie die Besten und Edelsten der Nation, Philosophen und Staatsmänner zu ihren Füssen sitzen sahen und von den Dichtern in unsterblichen Liedern besungen wurden. So mochte es wol der Wahrheit entsprechen, wenn, wie berichtet wird, bei Lucian eine Mutter, welche ihre freigeborene Tochter dem beneidenswerthen Stand der Hetären widmen will, sie ermahnt, vor allen anderen Dingen die feine Lebensart ihrer „würdigen

Vorbilder“ nachzuahmen und niemals in die schlechten Manieren der ehelichen Frauen, in ihr lautes Schreien, unmässiges Essen und Trinken, in ihre hässlichen Bewegungen u. s. w. zu verfallen. Auch die Satiren des Aristophanes geben zu den geschilderten Missverhältnissen drastische Erläuterungen. Nach Auslassung einiger zu starken Stellen mag hier eine Probe stehen, wie ein Athener, der als Muster eines Haus- und Eheherrn dargestellt ist, im Oekonomikus des Xenophon über sein Verhältniss zu seiner Frau und Häuslichkeit spricht. Er antwortet dem Sokrates, der ihn darum befragt, dass er vor Allem darauf bestand, dass seine Frau tüchtig Wolle weben und sich das unmässige Essen und Trinken abgewöhnen lerne. Er halte sich übrigens nie zu Hause auf, aber am Tage nach der Hochzeit — „als sie mir nun handsam und soweit gezähmt war, dass sie mir Rede stand, fragte ich sie: sage mir, liebe Frau, hast du auch schon nachgedacht, weshalb ich dich wol genommen und deine Eltern dich mir gegeben haben?“ Nach einer Reihe sehr unzarter Bemerkungen fährt er fort: „Die Götter haben sehr weise das Paar verbunden, das wir Mann und Frau nennen, damit es sich durch die Gemeinschaft so nützlich als möglich erweise. Erstens ist jenes Paar zur Fortpflanzung des Geschlechts bestimmt, dadurch wird auch dem Menschen eine Stütze im Alter, endlich lebt der Mann nicht wie das Thier unter freiem Himmel, sondern er bedarf vielmehr eines Obdachs. Die Frau soll nur im Hause schaffen, der Mann ausser dem Hause. Gott hat deshalb dem Weibe mehr Liebe zu den Kindern wie dem Manne gegeben und einen grösseren Theil Furchtsamkeit um das Heimgebrachte zu verwahren“.

Also darum hat Gott das Weib erschaffen und ihm „mehr

Furchtsamkeit gegeben", damit es dem Manne „handsam" werde, ihm Kinder gebäre und Alles im Hause wohl verwahre. Diese erbarmungswürdige Auffassung der Ehe begeistert den edlen Sokrates zu einem warmen Lobe. Xenophon lässt allerdings die Rücksicht auf den Staat bei Seite und betrachtet die Ehe als Einrichtung für den Einzelnen, aber auch er findet nur einen ökonomischen Nutzen in ihr. Pythagoras und seine Schüler stellten eine idealere Theorie von Weib und Ehe auf, aber in der Praxis blieb die Ehefrau — Ausnahmen, welche wie bekannt, die Regel nur bestätigen, abgerechnet — ein geistig gering geschätztes Inventar des Hauses, mehr Gefangene als Herrin, — wie man solche noch heute im Innern von Sizilien und wol auch anderwärts noch antrifft. Pythagoras hatte berühmte Schülerinnen, welche seinem von ihm selbst angeleiteten Weibe Theano nacheiferten. Dennoch schien sich Theano's Anschauung über die hergebrachte Auffassung der Frauenwürde nicht allzu sehr zu erheben, wenn sie auf die Frage, wie sie Ruhm zu erlangen hoffe, mit Homer antwortet:

„Den Webstuhl handhabend und mein Lager bereitend". Immerhin hatte sie, um so antworten zu können, Homer gelesen. Oder stammt diese Antwort von der gleichnamigen Dichterin aus Lokris, oder von jener jüngeren Philosophin Theano? Gleichviel, jenes Citat ist durchaus charakteristisch, ob es aus einem jüngeren oder älteren Frauenmunde kommt. Phintys, ebenfalls eine „Pythagoräerin", philosophirt über die hochwichtige Frage, ob eine Frau das Haus verlassen dürfe? Und wenn — wie viel Dienerinnen nöthig sind, um den Anstand zu wahren? Im Uebrigen erklärt sie des Mannes Willen als der Frauen unfehlbares Gesetz.

Die wohlklingende und so herrlich bequeme Phrase, der Mann habe „den Muth zum Befehl“ und die Frau den „Muth zur Dienstleistung“ stammt von Aristoteles. Natürlich ziert den weiblichen Mund auch nichts so sehr als Schweigen, — wohlverstanden! den eheweiblichen Mund, denn die „Freundin“ durfte, ja musste reden, so schön, geistreich, witzig als nur möglich. Sieht man doch in Plato's Symposion ein Weib, die Priesterin Diotima, dem Fürsten der Philosophen die göttliche Wahrheit durch die Klugheit ihrer Rede vermitteln! Gesteht doch Sokrates selbst, dass er Gottheit und Leben erst in den Unterhaltungen mit der Theopompa begriffen habe!

Doch auch die Hetäre konnte sich der Liebe des Mannes nicht rühmen. Versichert doch Plutarch in seiner Abhandlung über die Liebe, durch den Mund einer seiner Figuren, dass eine wahre Liebe unmöglich sei zwischen Mann und Weib. Die Frauen hätten daran weder Theil noch Antheil und diejenigen, welche sich an Frauen anschliessen, lieben sie nichts destoweniger nicht mehr, als die Fliege die Milch liebt, in welche sie eintaucht. Und während die Griechen wie die Germanen den Frauen prophetische Weisheit zuschrieben, blieb ihre Liebe dem eigenen Geschlecht vorbehalten. —

Während also die Griechen auf Kosten ihrer Sklaven und ihrer Ehefrauen Kunst und Dasein genossen, und die verheiratheten Griechinnen Werkzeuge zum Kindergebären und Wollespinnen blieben, indessen den Hetären das angenehmere Amt oblag, den Mann zu erheitern und anzuregen, erschien in Rom das Weib gleich einem unmündigen Kinde. Ob erwachsen oder unerwachsen, vermählt oder unvermählt, Mutter oder unfruchtbar, sie verblieb

stets unter der Vormundschaft irgend eines Mannes. Die Jungfrau war das Mündel des Vaters, die Frau Mündel des Mannes; starben diese beiden, kam sie unter die Vormundschaft des nächsten männlichen Verwandten. Verlor sie alle Verwandte näheren oder entfernteren Grades, so wurde ihr durch die zuständigen Behörden ihres Wohnortes ein Vormund ernannt. Mutter geworden, errang sie einige Freiheiten für ihre Person, aber die Selbständigkeit, ihre Kinder zu lenken und zu leiten, blieb ihr streng versagt. Immer werden in den Gesetzen die Rechte des Vaters erläutert und sicher gestellt, von einem Recht der Mutter ist nirgends die Rede; von den Rechten der Frauen ist überhaupt kaum die Rede. Allmählich wurden jedoch die römischen Frauen besser gestellt, aber nur um die Heirathen, d. h. die Kindererzeugung, zu befördern, da der Staat bei den zunehmenden Kriegen immer neuen Nachwuchs an frischem Menschenmaterial brauchte.

Auch wurde die römische Hausfrau nicht wie die griechische als eine Art Gefangene betrachtet. Sie durfte bei passenden Gelegenheiten ungehindert kommen und gehen, an Festlichkeiten Theil nehmen, bei Gastmählern erscheinen. Dafür klagt denn auch schon L. Piso Frugi in seinen Annalen (c. 133 Jahre vor unserer Zeitrechnung), dass aller Anstand und alle Keuschheit in Rom vernichtet sei. Das wüste Genussleben, in das die Römer immer mehr verfielen, machte sie unfähig, Erzieher ihrer Frauen, Vorbilder ihrer Kinder zu werden. Eine schamlosere Sittenlosigkeit hat man vielleicht nur später unter gewissen Päpsten, von denen nur Alexander VI. genannt sei, gesehen, als in Rom unter den Kaisern. Die Schilderungen der Satiriker und Geschichtsschreiber sind erfüllt von staunenerregenden Beispielen mensch-

licher Verworfenheit. Properz, Horaz, natürlich auch Ovid und Juvenal, Seneca der ältere und der jüngere, Sueton, Persius stimmen besonders darin überein, die Sittenlosigkeit der Römerin zu brandmarken. Auch die bildenden Künste haben vielsagende Zeugnisse hinterlassen in Wandgemälden, Denkmälern, in den Statuen und Gebrauchsgegenständen von Pompeji. Bekannt ist der grosse Einfluss einzelner Römerinnen auf ihre Männer und Mitbürger und die berühmte Mutter der Gracchen wird als gebietende und geehrte Hausfrau und Erzieherin ihrer Kinder für lange Zeit noch ein imponirendes Vorbild bleiben; aber Cornelia erscheint völlig als Ausnahmecharakter; erlaubte sie sich doch, dem herrschenden Vorurtheil zum Trotz, hauptsächlich mit Griechen und Schöngeistern zu leben und die Männer ihrer Umgebung zu übersehen. Unter Sulla, vor Allem unter Cäsar Pompejus, Antonius gewannen die Frauen immer mehr Unabhängigkeit; aber sie erregten auch den Hass und die Verachtung der Bürger immer mehr. Der weibliche Charakter schien sich fortschreitend zur Unnatur zu verwandeln. Wenn auch die Briefe von Plinius von edlen Frauen erzählen, die Geschichte bringt Beispiele von weiblicher Rach- und Mordlust, die grauenerregend sind. Ein Humor eigener Art liegt darin, dass der moralisirende Cicero, der so eifrig gegen die Unabhängigkeit der Frau raisonnirt, schliesslich über die eigene Gattin Terentia klagen muss, die sich nicht um häusliche Dinge kümmere und ihn, ihren „Herrn", sogar misshandle. — So kam auch allmählich die Ehe immer mehr in Miskredit und das Heirathen ward als ein schwerer Dienst betrachtet. Unlust und Unzucht nahmen immer mehr überhand, und als die heimische Erfindungskraft zum Bösen und

Ungewöhnlichen nicht mehr in der allgemeinen Erschöpfung ausreichte, erfand man — Gottesdienste, „wobei die Frauen sich Jedem Preis geben mussten für Geld, wofür der Venus ein Opfer gebracht wurde“ Man benutzte dazu den aus Egypten und Syrien herübergebrachten Cultus der Isis und des Adonis. Dem „Tempel“ der Isis gebührte in Wahrheit ein ganz anderer Name.

Von der wollespinnenden Lucretia bis zur gebietenden Cornelia liegt ein weiter Raum, ein tieferer Abgrund noch gähnt zwischen Cornelia und — Messalina. Letztere ist recht eigentlich die Verkörperung damaliger römischer Verworfenheit. Der Forscher fragt sich, wie es der Zeit möglich war, solche Unweiber hervorzubringen? — War es die Nemesis, die sich für die Unnatur rächte, welche die Ehe ihrer Heiligung durch die Liebe beraubte, und die Liebe ausserhalb der gesetzmässigen Schranke zu einem blossen Spiel der Sinne erniedrigte?



Zweites Capitel.

Christliche Auffassung von Weib und Ehe.

Um später in ununterbrochener Folge Stellung und Entwicklung des jüdischen Weibes von den biblischen Zeiten an bis auf die Gegenwart entwerfen zu können, sei hier noch vorerst eine flüchtige Skizze der christlichen Auffassung von Weib und Ehe versucht.

Wenn die ersten Kaiser noch Belohnungen auf Heirathen und Kindererzeugung, Vermögensnachtheile auf die Ehelosigkeit, ja auf das Wittwerthum setzten, so haben die christlichen Kaiser alle diese Vortheile wegen Heirathens und Bestrafungen wegen Ehe- und Kinderlosigkeit wieder aufgehoben. Denn das Christenthum war nie der Ehe geneigt. Es duldete dieselbe, damit neue Christen geboren wurden und weil sich das in der Ehe legitimirte Element der „natürlichen Lebendigkeit“ (um mit Hegel zu reden) schlechterdings nicht unterdrücken liess. Nachdem gar Christus inbezug auf die Geschlechtsverhältnisse den Satz ausgesprochen hatte: „Es sind aber Einige, die sind verschnitten um des Himmels willen“, seitdem verlor die Verehelichung ihren letzten Rest von Ansehen. „Maria und Christus, die Jungfernschaft und das Cölibat“ waren die Bestimmung der Auserwählten.

Apostel und christliche Moralprediger sind mit den griechischen Philosophen einer Meinung, dass es, um des Himmels willen. tugendhaft und nützlich sei, sich des Weibes und der Ehe möglichst zu enthalten, nur dass die Griechen ihren Himmel auf der Erde suchten und die Christen im Jenseits. Weib und Ehe sind höchstens als nothwendige Uebel zu betrachten. Derjenige. der seine Tochter verheirathet, begeht gerade keine Sünde, sagt Paulus. aber derjenige, der sie nicht verheirathet, thut ein gutes Werk. Aber er verheirathe sie dennoch, wenn sie nicht Enthaltsamkeit üben kann, „denn besser ist's, verheirathet sein. als Brunst leiden.“ Hiermit ist der Kerngedanke des heiligen Mannes enthüllt: die Ehe ist nicht der vollkommenste Zustand des Menschenpaares, sondern ein Nothbehelf wegen der Bedürfnisse der rohen Natur. Man hungert, also esse man, man dürstet, also man trinke, man schmachtet, also heirathe man. Dennoch wünscht Paulus auf seinen und seiner Genossen Kreuz- und Querzügen die Begleitung von Weibern, als Schwestern im heiligen Geist, als Bräute Christi. Der kluge Menschenkenner wusste wohl. dass das für eine Idee entflammte Gemüth des Weibes mit unwiderstehlicher Zauberkraft ausgestattet ist zur Bekehrung zweifelnder oder ungläubiger Geister, zur Anspornung lässiger Seelen. Er bildet einen gewissen Corpsgeist aus unter den Frauen und gestattet ihnen manche Gunst und Freiheit. Besonders die Wittwe. wenn sie sich nicht wieder vermählte, erfreute sich einiger Privilegien. Das christliche Gesetz befahl ihr nicht, wie die Lehre des Manou, zu sterben, wenn ihr Gemahl gestorben war, zwang sie nicht zur Schwagerehe, wie Mosis Gesetz es vorschrieb, sie konnte nicht mehr wie eine Sache testamentarisch Anderen ver-

macht werden. Sie gewann eine Individualität. Aber bei alledem ertönt stets von neuem der ängstliche Ruf des um sein „Seelenheil“ besorgten christlichen Wanderpredigers: nur nicht heirathen! Paulus ist unermüdlich, den Wittwen die Entsagung eines neuen Liebesbundes zu empfehlen und entwirft ihnen folgendes Idealbild der „wahrhaften“ Wittwe. „Die Wittwe ist ein verlassenes Wesen auf der Erde. Tage und Nächte verbringt sie im Gebet, mit der Asche ihres Gatten hat sie jede menschliche Neigung begraben; wenn sie sich noch des Lebens freuen wollte, sie wäre eine lebendige Todte“ (vivens mortua est).

Noch härter wird jeder edle Frauensinn von folgenden Stellen aus Paulus Briefen berührt werden, wo er sich über die zugestandene Nothwendigkeit der Eheschliessung ausspricht. So heisst es Corinther Cap. 7, vom Schluss des ersten Verses an: „es ist dem Menschen gut, dass er kein Weib berühre“, — bis zum fünften Vers: „und kommt wiederum zusammen, auf dass der Satan Euch nicht versuche um Eurer Unkeuschheit wegen“ — was dazwischen liegt, ist hier wörtlich nicht wiederzugeben; es entkleidet die Ehe alles Sittlichen und Idealen und macht sie, wie schon vorhin bemerkt, zum Abzugskanal für unreine Säfte. Was ist in dieser Auffassung aus dem heiligsten Verbande, aus der göttlichsten Gemeinschaft, die es auf Erden giebt, geworden! — Paulus fährt dann fort: „Solches sage ich aber aus Gunst, nicht als Gebot; ich wollte lieber alle Menschen wären wie ich, (ledig)“ — und später folgt das berühmt gewordene Wort: „Heirathen ist gut, nicht heirathen noch besser.“ Und endlich im Briefe an die Galater heisst es: „Sei fröhlich, du Unfruchtbare, die du nicht gebierst und komm hervor und rufe, die du nicht schwanger

bist, denn die Einsame hat viel mehr Kinder, denn die einen Mann hat."

Indem Christus und die Apostel die Ehe als ein nothwendiges Übel hinstellten und fortdauernd auf die Löblichkeit und Seligkeit des Cölibats hinweisen, ist es den Kirchenvätern nicht zu verdenken, dass sie auf dem vorgezeichneten Wege weiter gingen. Vorerst waren sie darin einig, ohne Ausnahme, die zweite Ehe als einen „ehrsamen Ehebruch" zu brandmarken und sie den Geistlichen zu verbieten; wer zuwiderhandelte, auch die Laien, die zum zweiten Mal heiratheten, wurden bestraft und öffentlich beschämt. Ein Patriarch von Konstantinopel wagte es sogar, den Kaiser Leo, den „Philosophen", der wegen Kinderlosigkeit zum vierten Mal heirathete, zu excomuniciren. Welcher Inconsequenz sie sich schuldig machten, indem ja der christlich anerkannte Grund zur Ehe, das gemeine Bedürfniss fortbestand, — bedachten sie nicht. Je weiter wir kommen, destomehr Verläumdung und Verachtung der Ehe. Die Heiligen Hieronymus, Justinus, Augustinus, Chrisostomus und viele Andere bezeichneten die Ehe als einen unreinen Zustand, als eine Folge der natürlichen Verderbtheit der menschlichen Natur — und nun muss begreiflicherweise der „Sündenfall Adam's und Eva's" als verhängnissvolle Voraussetzung herhalten. Ja, wenn die Fortpflanzung nicht aus Liebe der Geschlechter zu einander, sondern als Ergebniss kalten Pflichtgefühls (damit die Welt nicht aussterbe) — vor sich gehe! Dann hätte sie Gnade vor den Augen der heiligen Eiferer gefunden! Dann konnte man sie als Ergänzung zum allgemeinen Märtyrerthum auf die Conduitenliste einschreiben, welche zur Aufnahme ins Paradies berechtigen, — aber so! — Welcher Verletzung der

Ehrfurcht vor Gottes Naturgesetzen sich diese Heiligen schuldig machten, ahnten sie ja nicht.

Der heil. Ambrosius meint, Eheleute müssten vor einander erröthen (obwol „den Reinen Alles rein ist", Paul. an Tit. 1—15, und „wo wenig Jungfrauen seien, auch wenig Menschen, hingegen an den Orten, wo mehr Eifer für den Stand der Jungfrauschaft vorhanden, weit Mehrere geboren würden." Der Sinn ist dunkel.

Die Ehe der Geistlichen ward immer mehr bekämpft. Es entschlossen sich jetzt viele, mit ihren Schwestern in Christo eine „geistige" Ehe zu schliessen, aber — die verläumdete und verachtete Natur rächte sich. Die geistlichen Gefährtinnen verwandelten sich allmählich in ganz gewöhnliche Concubinen und Scham und Reue zeitigte erst ein Heuchelsystem und endlich eine trotzige Frechheit, welche einen so schamlosen Unfug veranlasste, dass die Kaiser Honorius, Theodosius und Justinian mit Gesetzesschärfe dagegen einschreiten mussten. Trotz der immer zunehmenden Ausschweifungen der unverheiratheten Priester erhob Gregor VII. das Cölibat zum Gesetz — und es ist in der römisch-katholischen Kirche bis heute Gesetz. Das arme Weib musste nun dafür büssen, dass es so reizvoll war! Es wird gelästert, verfolgt mit glühenden, schwülen Ausrufungen des Hasses.

„Auch der Hass ist Liebe
Schöpfend mit dem Siebe
Statt der Schal' im Born..."*)

Eine Seuche, eine giftige Schlange, eine Thorheit, welche die Vernunft zur Unzucht verführt, sei das Weib. „Faul, geil,

*) Rückert: Waldstille.

geschwätzig und vorwitzig.“ Die Unterordnung des Weibes wird gepredigt in einer Derbheit, gegen welche Plutarch elegant erscheint. Der Hass des heiligen Tertullian hat fast etwas Rührendes. „O Weib!“ ruft er aus in seinem Tractat über den „Schmuck der Frauen“, „Du müsstest immer in Trauergewändern oder in Lumpen gekleidet sein, den Blicken eine Reuige zeigend, schwimmend in ihren Thränen und büssend für das Verbrechen das menschliche Geschlecht verdorben zu haben! Weib, du bist die Eingangsthür des Teufels! Du bist es, welche zuerst von der verbotenen Frucht gegessen, die das göttliche Gebot übertreten, die den Mann, dem Satan selbst nicht gegenüber zu treten wagte, verführte! Deinetwegen, o Weib, ist Jesus Christus gestorben!“ Ein Dämon ist das Weib für Tertullian. Mit einer Art von Entsetzen wirft er ihr den Schleier auf das Antlitz. Sie soll ihre Stirn verbergen, überall, immer, zu jeder Zeit! Tochter — ihres Vaters wegen, Gattin — des Mannes wegen, Schwester — der Brüder wegen und — Mütter — aus Scham vor den Söhnen!“ Letzteres berührt wie Gotteslästerung. Im zehnten Capitel werde ich mich bemühen zu zeigen, wie bei den Juden die Mutter geehrt wurde.

Doch freilich — fragte nicht Jesus, als seine Mutter ihm mit einer Frage nahte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ — Das Wort ist ebenso unbegreiflich, wie sein Verfluchen des Feigenbaumes, der, „weil noch nicht die Zeit der Feigen war“ (Marc. 11, 13), ihm auch keine gewähren konnte, und nun dafür verdorren muss. Wenn Jesus weiter sagt: „so Jemand nicht hasset seinen Vater, seine Mutter“, u. s. w. „der kann nicht mein Jünger sein“, (Luc. 14, 26) so kann das aller-

dings nur symbolisch gemeint sein, aber die Kühnheit dieses Ausspruches ist doch characteristisch für den mangelnden Familiensinn und das Streben nach Auflösung aller durch Liebe und Anhänglichkeit geknüpften verwandtschaftlichen Verhältnisse zu Gunsten der rein abstracten Lehre. Als rechte Jüdin zeigt sich aber Maria, seine Mutter, die still und liebevoll des Sohnes Worte „im Herzen bewahrt“ und es ihm nicht nachträgt, dass er sie — als ihm gemeldet wird, seine Mutter und seine Brüder ständen draussen und wollten ihn sprechen, fast verleugnet mit der Frage: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“ und auf die Jünger deutend, fortfährt: „Dies ist meine Mutter, und dies sind meine Brüder“.

Je höher die Phantasie gespannt ist die Mutter Jesu zu verherrlichen, desto stolzer können die Juden sein die sanfte stille Maria aus ihrem Volk entstammen zu sehen. Die Geschichte zwar weiss merkwürdig wenig, fast nichts über sie zu berichten, als dass sie das Weib des Zimmermanns Josef und Haarflechterin gewesen ist. In ihrer absoluten Farb- und Thatenlosigkeit, erscheint ihre endliche Vergötterung vollkommen räthselhaft, mochte man ihr, dem Heiland zu Ehren, immerhin die „Jungfrauschaft“ andichten, hatten doch auch andere Völker, die Inder, die Perser u.s.w. ihre „Jungfrauen“. Maria wurde eben nicht ihrer selbst willen (wie etwa die Prophetinnen), sondern als Mutter des angekündigten und mit Sehnsucht erwarteten Messias verherrlicht und dann vergöttert. Man wusste dadurch den ritterlichen Frauenkultus, der allmählich emporwuchs, mit dem Geist der Kirche zu vereinen und die Nothwendigkeit, die Masse der Frauen für die Kirche zu gewinnen, zeitigte den Marienkultus, der noch heute das stärkste

Reizmittel der katholischen Kirche ist. Der skeptische Südländer, der bereits an allem zweifelt, betet doch (wenn er noch betet!) immer noch und schwört bei der Modanna! Ja selbst die kühlen, verständig kritischen Protestanten vergessen völlig, dass die „Mutter Gottes" eine einfache arme Jüdin war. — Sie bietet so wenig zur anschaulichen Charakterdarstellung dar, dass selbst Ernest Renan, der eine so farbenreiche Palette für seine Schilderungen besitzt, nichts, so gut als nichts über sie zu sagen weiss. Mit einer Sicherheit, als habe er ihn selbst gesehen und gesprochen, erzählt er von der entzückenden äusseren Schönheit Jesu, des „liebenswürdigsten" Rabbi, von dem unendlichen Zauber seiner Person, vom Strahl seines Blickes, von der ungewöhnlichen Milde seiner Stimme. Ja, selbst der Maulesel, der ihn trägt, erfährt eine Beschreibung als „eines Thieres, dessen grosses, schwarzes, von langen Wimpern verhülltes Auge einen so sanftmüthigen Eindruck macht". Aber der Mutter des göttlichen Mannes gegenüber, verlässt ihn sein Ahnungsvermögen. Selbst A. H. Niemeyer in seiner mit hinreissender Wärme geschriebenen: „Charakteristik der Bibel" vermag der anspruchslosen Maria von Bethlehem nicht mehr als drei Seiten seines fünf Bände starken, umfangreichen Werkes zu widmen. Und diese drei Seiten enthalten nichts als huldigende Vermuthungen. Doch hier und auch anderwärts, nirgends trifft man so auf die natürliche Frage, wo blieb Maria bei der Hinrichtung ihres Sohnes? — Fremde Frauen waren ihm nach Jerusalem gefolgt und bei der Kreuzigung standen sie in einiger Entfernung „und wandten die Augen nicht von ihm ab".

Er scheint schon bei Lebzeiten eine Zahl treuer Anhänge-

rinnen an sich gefesselt zu haben. „In der That nahmen ihn die Frauen mit Vorliebe auf. Er hatte gegen sie jenes zurückhaltende Wesen, das eine süsse Ideengemeinschaft zwischen beiden Geschlechtern möglich macht. Die Scheidewand, die im Orient den Verkehr der Geschlechter unterbricht und ohne Zweifel die Entwicklung vieler zarterer Geistesblüthen erstickt, wurde damals wol wie heutzutage auf dem Lande und in kleineren Orten mit geringerer Strenge als in den grossen Städten aufrecht erhalten. Drei bis vier treue Galiläerinnen begleiteten stets den jungen Meister und wetteiferten um das Vergnügen, ihn zu hören, und abwechselnd Sorge für ihn tragen zu dürfen. Sie führten in die neue Secte jenes Element der Schwärmerei und des Wunderglaubens ein, dessen Wichtigkeit man begreift. Eine von ihnen, Maria von Magdala, die den Namen ihres kleinen Dörfchens so berühmt gemacht hat, scheint besonders begeistert gewesen zu sein. Wie es in der Sprache jener Zeit hiess, war sie von sieben Teufeln besessen, d. h. wol mit ebenso vielen damals schwer heilbaren Nervenübeln behaftet gewesen. Die reine und sanfte Schönheit Jesu gab ihrem beunruhigten Geiste den Frieden wieder. Magdalena war ihm treu bis zu Golgatha und spielte noch am Tage nach seinem Tode eine Rolle von erster Bedeutung; denn sie war das Hauptwerkzeug zur Begründung des Glaubens an die Wiederauferstehung. Johanna, Frau des Chouza eines Verwalters des Antipas, Susanna, und andere unbekannt gebliebene Frauen folgten Jesu unablassig und dieneten ihm. Einige waren reich und setzten durch ihre Mittel den jungen Propheten in die Lage, ohne das Handwerk, das er bis dahin getrieben, leben zu können.“ (Renan.)

Ausser den genannten traten noch drei Frauen aus der Umgebung Jesu hervor, Salome, die Mutter des Jakobus und Johannes, auch bei seinem Tode und seinem Begräbniss gegenwärtig, die ihn einst gebeten hatte, dass doch ihre Söhne ihm zunächst in seinem himmlichen Reiche sitzen sollten, und das Schwesternpaar Martha und Maria, jene die emsig Geschäftige, diese zu den Füssen des Lehrers Sitzende und Zuhörende. Sie werden zum ersten Mal mit wenigen aber charakterisirenden Worten bei Lucas erwähnt, dann von Johannes beim Bericht über die Erweckung ihres verstorbenen Bruders. Als diese dann später mit Jesus und den Schwestern zu Tisch sitzen, (d. h. „Martha dienete") „da nahm Maria ein Pfund Salbe von ungefälschter köstlicher Narde und salbte die Füsse Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine Füsse, das Haus aber ward voll vom Geruch der Salbe." (Ev. Johann. 12.) Beide Situationen sind zu einem Lieblingsgegenstand der Malerei geworden. Dies sind die Freundinnen Jesu, dies die Anhängerinnen einer neuen Sekte, wenn es ihnen auch wol kaum bewusst wurde, dass sie es nicht blos mit einer Persönlichkeit, sondern mit einem Prinzip zu thun hatten. Alle diese Frauen zeigen eine gewisse Beschränktheit des Geistes in der wortlosen Willfährigkeit, mit der man sie kommen und gehen sieht; sie scheinen sämmtlich gut und sanft, hingebend und lenksam, nichts destoweniger fahren die Evangelisten fort, das ewig Weibliche als ein sowol gefährliches wie minderwerthiges Element im Haushalt der Natur zu behandeln. Ihre Abneigung gegen die Ehe ist begreiflich, wenn man bedenkt, dass sie die Freuden des Jenseits, die Seligkeit des Himmels priesen und die muthlose und entmuthigende Ansicht vorbereiteten, die Erde sei ein Jammerthal

und das Leben nicht werth gelebt zu werden. Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters." (Johannis 1. 2,15.) Wie konnten sie es gern sehen, dass so und so viel Menschen in innigster Gemeinschaft des Leibes und der Seele, schon hier auf Erden glücklich wurden und ihren Frieden fanden, und so gewissermassen ihre drohenden Worte Lügen straften?

Christus zwar wiederholt gelegentlich die Worte der Genesis und sagt den Pharisäern, die ihn „versuchen" wollten, und denen er durch Moses Worte am schlagendsten zu entgegnen vermochte: „Habt Ihr nicht gelesen, dass der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, dass ein Mann und ein Weib sein sollte und sprach: darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen und werden die zwei ein Fleisch sein? So sind sie nun nicht zwei sondern ein Fleisch — Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Es handelt sich an dieser Stelle um die Ehescheidung. Christus verwirft dieselbe, obwol der Frau oder dem Manne Befreiung von dem drückenden entsittlichenden Joch eines körperlichen Zusammenseins, ohne innere seelische Gemeinschaft gerade im Geist der Moral und der Religion wohl zu gönnen ist, aber er verwirft die Scheidung, „um das fatale Geschlechtsverhältniss in einer einmaligen Ehe zu beschränken."*) — Theologische Dialektik hat das Wort: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden", gerade im umgekehrten Sinn im Volke populär gemacht, als ob es nämlich bedeute, dass Liebende sich auch

*) A. Jung.

besitzen sollen, — während an dieser Stelle nicht von Liebenden, sondern im Gegentheil von Nichtliebenden die Rede ist. — Theologische Dialektik hat indessen noch viel mehr an absichtlicher Umdeutung zu Stande gebracht und nur dem vollkommen unbefangenen Leser der Bibel wird es möglich sein, den klaren und wahren Sinn des Wortlautes zu erkennen. So enthält das neue Testament nichts das die verbreitete und stets mit Emphase wiederholte Redensart: das Christenthum habe das Weib befreit, und das Christenthum habe die Ehe veredelt, oder dergl. — bestätigt; Im Gegentheil wird die Liebe, das Weib und die Ehe fort und fort zurückgesetzt vor der „Liebe zu Gott" — als ob nicht diese Liebe zu Gott in einem liebevollen Eheleben ganz besonders und vorzugsweise gepflegt werden könne!*)

„So Ihr liebet, die Euch lieben, was werdet Ihr für Lohn haben? Thun dasselbe nicht auch die Zöllner?"

„Und wer verlässt Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater und Mutter, oder Weib oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben erwerben."

(Zum Glück hat alle kirchliche Beschönigung nicht zu hindern vermocht, dass derartige Handlungen durch das Strafgesetz gebührend geahndet werden.)

„Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien. Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten, die werden weder freien, noch sich freien lassen."

*) Wer indessen der landläufigen Meinung huldigt, dass nämlich das Christenthum das Weib „befreit" und „erhöht" habe, wird u. A. von der phantasievollen Schilderung von Dr. A. Wünsche: „Jesus und die Frauen" sehr erbaut sein.

„Doch werden solche (die freien) leibliche Trübsal haben. Ich verschonte aber Eurer gern.“ (Paulus.)

Allein ist diese Geringschätzung des wichtigsten und heiligsten Verhältnisses auf der Welt nicht ganz natürlich in einem System, das den Menschen, trotz aller ihm verliehenen Geistesgrösse und Gemüthsinnigkeit, die Aussicht gibt, nur erst „im Jenseits“ reif, glücklich und vollendet werden zu können? — Dennoch gab es verhältnissmässig immer nur wenige Säulenheilige und die Frommen rächten sich für die unabweisbare Institution der Ehe an dem schwächeren Theil derselben, an der Frau.

„Der Mann ist für den Staat, die Frau für das Haus bestimmt. Gott hat, für den Frieden sorgend und die schickliche Ordnung betrachtend, das Leben in diese beiden Theile zerspalten; den nothwendigeren und nützlicheren dem Manne, den geringeren und mangelhafteren der Frau übergeben.“ (D. heil. Chrysostomus.)

Also der geringere und mangelhaftere Theil der Frau, dem Aschenbrödel. Nur leider kann der „nothwendigere und nützlichere“ Theil nicht ohne den Geringeren sein, durch den er entstanden ist. Man kann sich wohl ein Haus ohne „Staat“ denken, aber keinen Staat ohne „Haus“.

Characteristisch für diese Missgunst der Ehe erscheint auch jene von christlicher Seite stammende sonderbare Ungerechtigkeit im Erbrecht, nach welcher der überlebende Ehegatte erst nach den Seitenverwandten siebenten Grades (die dem Ehepaar vielleicht ganz fremd, vielleicht feindlich gegenüberstanden!) erbberechtigt ist So viel ich weiss, besteht diese Abnormität noch heute im Erbrecht. Ebenso ist es eine kluge Benachtheiligung der Ehe, dass die Scheidung nicht nur in den Äusserungen des n. Testaments,

sondern in der Gesetzgebung der christlichen Kaiser förmlich erschwert wurde. Sie bestimmten mit Strenge harte Strafen des schuldigen Theils, setzten die Ursachen fest, aus denen allein eine Scheidung stattfinden dürfe und hoben sogar die Befugniss auf, sich in gütlicher gegenseitiger Einwilligung zu trennen. Erst ein allerdings von keinen dogmatischen Bedenken angekränkelter heidnischer Nachfolger hob dieses Gebot wieder auf, in der richtigen Erkenntniss, dass „Hass und Antipathie oft stärker seien als die menschliche Vernunft.“ Dabei hielt die römisch-christliche Gesetzgebung an dem berühmten Satz fest:

„Die Ehe ist eine Vereinigung zwischen Mann und Frau, eine Gemeinschaftlichkeit des ganzen Lebens, des menschlichen und göttlichen Rechts.“

Wenn man recht hinsieht, traut man seinen Augen kaum. Wie? Wirklich, eine Gemeinschaftlichkeit? Also die Frau kann ebenso wie ihr Mann Ämter oder Ehren bekleiden, im öffentlichen Dienst als Staatsbürgerin neben ihrem Gatten Pflichten erfüllen? Wenn sie kinderlos ist, oder die Kinder verheirathet, in Stellung sind, könnte die Frau allerdings ihre Kräfte, wie ihr Mann, dem Vaterlande weihen —

Nicht doch! Davon kann keine Rede sein, da die Frau nur im Hause und in der Familie wirken darf.

So! Nun dann wird sie über ihre Kinder bestimmen, wird selbständige Rechte im Hause ausüben.

Nein, das ist ihr auch nicht erlaubt. Der Mann allein hat Rechte und Bestimmungen.

Ah! also bleibt nur die rein materielle Verwaltung ihres Besitzthums, ihres Vermögens?

Gott bewahre! Das ist ihr erst recht vorenthalten. Der Mann ist fast ganz alleiniger Herr des Vermögens.

Ja, was bleibt ihr denn da übrig? — Und trotzdem ihr alle Rechte und jede Selbständigkeit und Ebenbürtigkeit neben dem Gatten vorenthalten ist, redet man von einer „Gemeinschaftlichkeit?"

Es ist eben diese „Gemeinschaftlichkeit" eine Redensart wie tausend andere, die die Welt beherrschen.

Vielleicht ist es mit dem „menschlichen" Recht des Weibes besser bestellt. Doch ach! sie konnte nicht Vormund, nicht Zeuge, nicht Schiedsrichter sein, sie konnte nicht adoptiren, — kurz sie blieb das Mündel ihres Mannes.

Und was heisst „Gemeinschaftlichkeit des göttlichen Rechts?" Durfte die Frau das Priesterthum ausüben? Nein. Selbst ihre Religionsübungen waren ursprünglich beschränkt und in Manchem von denen des Mannes als minderwerthig, unheilig, ausgeschlossen oder geschieden. Kein weibliches Wesen hat je am Altar, wie der erste beste dumme Junge bei einer heiligen Handlung eine Handreichung thun dürfen

Aber trotzalledem heisst es noch von allen Kanzeln und in allen Büchern und Reden der Kirchenlehrer: „Das Christenthum hat das Weib erhoben und mit einer Glorie umgeben, denn es hat „die Gemeinschaftlichkeit des ganzen Lebens, des menschlichen und göttlichen Rechts" eingeführt."

Die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeinde und er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeinde ist Christus unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen . . . ein Jeglicher habe

lieb sein Weib als sich selbst, das Weib aber fürchte den Mann.“ (Ephes. 5).

„Ein Weib lerne in aller Stille, mit aller Unterthänigkeit. Einem Weibe gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie des Mannes Herr sei (?), sondern sie sei stille.“

„Die Weiber sollen sein „ihren Männern unterthan“, auf dass nicht das Wort Gottes verlästert werde.“ (Paul. an Tit. 1, 2.)

„Denn Adam ist am ersten gemacht, danach Eva.“

„Und Adam war nicht verführet (?), das Weib aber ward verführet und hat die Uebertretung eingeführt.“

„Eure Weiber lasset schweigen in der Gemeine, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, dass sie reden, sondern sollen unterthan sein, wie auch das Gesetz sagt“

„Wollen sie aber etwas lernen, so lasst sie ihre Männer befragen. Es steht den Weibern übel an unter der Gemeine zu reden.“ (Corinth. 14.)

Freilich folgt gleich darauf: „Ist aber Jemand unwissend, der sei unwissend.“

Genug der Anführungen, wird es doch deutlich gesagt:

„Der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen.“ (Corinth. 11, 9).

(Der Mann allein ist um Gottes willen da).

Das Weib soll nach Möglichkeit (fast nach Unmöglichkeit!) tugendhaft sein, um des Mannes würdig zu werden. Dem Manne zu gehorchen ist jedoch die Hauptsache und nur insofern wird sie geliebt und gelobt, als sie sich des Mannes Zufriedenheit erwirbt. Vergeblich sucht man im neuen Testament nach einem